

Gnade sei mit euch, und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus

(Amen)

Liebe Gemeinde,

als ich mich für heute vorbereitet habe, da musste ich in meinem Gottesdienstbuch weit nach hinten blättern.

Dieser Sonntag ist der vorletzte Sonntag des Kirchenjahres, wir sind ja in der Kirche dem Rest der Welt immer etwas voraus, was das Jahresende angeht.

Da geht also etwas zu Ende, und wir dürfen alle bedenken, dass alles auf dieser Welt irgendwann zu Ende geht, auch wir selbst und unser Leben. So verstehe ich die letzten Sonntage im Kirchenjahr, und die Texte, die wir da betrachten. Und wenn der letzte Sonntag im Kirchenjahr der Ewigkeitssonntag ist, im Volksmund auch „Totensonntag“ genannt, an dem wir der Verstorbenen gedenken, dürfen wir heute an den Tod, an das Sterben denken.

Hm.

Gibt schönere Themen, oder?

Mir geht es jedenfalls so, ich finde mein Leben super, ich möchte es auf gar keinen Fall hergeben, ich wehre mich gegen den Gedanken, dass das alles irgendwann zu Ende sein soll.

Wir alle verdrängen das gern, schieben das immer weiter weg, diese Frage: Wie ist denn das? Dieser „ÜBERTRITT“? Und wohin treten wir denn dann über? Und was kommt denn danach? Sind wir dann - - - weg?

In der Werbung sehen wir immer nur junge, erfolgreiche, schöne Menschen, und wir sehen uns selbst auch gern so.

Die Medizin, die Gesundheitsbildung tun alles, um Leben zu verlängern und zu erhalten. Neulich habe ich gelesen, dass vor drei Jahren in Deutschland reichlich 14.000 Hundert- oder Mehrjährige lebten, heute sind es bereits knapp 17.000, in 10 Jahren könnten es schon 44.000 sein.

Ja, so möchten wir das, wir wollen lange leben, alt werden, dabei gesund bleiben. Wir sind unsterblich – denken wir jedenfalls. Denn wenn es ums Sterben geht – also was: Ich? Ne. Ich nicht.

Aber wir sind es nicht. Wir sind nicht unsterblich. Wir sind endlich.

Und meine Kirche hat seit Jahrtausenden erkannt, wie wichtig es ist, sich auch damit zu befassen.

Sommer 2013. Ein Freund schreibt mir eine Nachricht. Ungefähr so: Du kennst dich doch aus mit diesen Dingen. Ist es auf der anderen Seite wirklich besser – oder muss ich mir um meine Mutter Sorgen machen?

Das war ein Schock für mich, denn ich kannte die Familie schon lange, und die Mutter meines Freundes war erst 60 Jahre alt.

Und krank wirkte sie nie auf mich.

Ich rufe also zurück und stammele hilflos etwas von Beileid und Trost, und wenn Ihr etwas braucht, also das Übliche.

Aber zu seiner eigentlichen Frage rede ich mich mehr oder weniger heraus. Was sagt man einem Freund, dessen junge Mutter so unerwartet gehen musste? Was sagt man ihm, wo sie jetzt ist?

Aber sagen wollte ich schon etwas, ich setzte mich also einige Stunden später hin und schrieb ihm einen Brief, den ich heute vorlesen möchte.

---

Hallo R.,

(zunächst ein praktischer Tipp)

Aber ich schreibe Dir eigentlich, weil ich in unserem Telefonat gestern nicht auf Deine Frage eingegangen bin, nicht darauf eingehen konnte.

Weil: ich gehöre nicht zu denen, die immer eine Antwort parat haben (müssen), und wenn einem Freund die Mutter wegstirbt, ist auch nicht die Zeit für Kalendersprüche.

Trotzdem geistert mir das natürlich im Kopf rum und ich will hier mit Dir schriftlich darüber nachdenken. Über die Frage, wie es wohl "drüben" ist.

Naja, erst mal ist die Frage ganz leicht zu beantworten: Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Denn niemand ist zurückgekommen (außer dem Glauben nach Jesus, aber der hat geschwiegen).

Ich hab schon beide Eltern nach drüben geschickt, deshalb ist mir das Nachdenken darüber nicht mehr so fremd, und ist nicht mehr so theoretisch.

Und dann hab ich ja Anfang Juni selbst dort angeklopft. Warum es so sein sollte, dass ich zurück bin und Deine Mutter nicht, das ist noch mal eine ganz andere Frage, die mich auch sehr umtreibt. Es gibt für mich keine Antwort, und ich weiß nicht, ob es jemals eine geben wird.

Aber bei den vielen Nicht-Antworten gibt es trotzdem einige Dinge, die mir klar geworden sind, und die will ich mit Dir teilen. Wenn Du das möchtest. Niemand wird zum Lesen gezwungen, und vielleicht kommt die richtige Zeit ja erst noch später.

Aber Let's Go, ich sag Dir alles, was mein Innerstes dazu hergibt.

Als meine Mutter starb (das ist nun schon 16 Jahre her), da wollte ich das einfach nicht. Ich klagte an, wen auch immer, und vor allem die Reaktionen meines Vaters waren mir unheimlich. Ich verstand, dass ich nun führen musste, auch meinen Vater, der bis dahin die Führung innehatte. Ich wußte, ich stehe jetzt in der ersten Reihe.

Wie ich Dir schon sagte, dieses Führen, das Machen, das Organisieren waren meine ganz persönliche Art, zu trauern. Ich glaube, darin könnten wir uns ähnlich sein.

Aber eine Vorstellung davon, wo meine Mutter jetzt war, konnte ich nicht entwickeln. Klar, ich war schon lange ein gläubiger Mensch, aber die Jenseitsvorstellungen und diese Dinge, das waren Theorien ohne praktische Wirkung. Meine Mutter war weg, einfach weg.

Als dann Jahre später mein Vater gehen musste, war das anders. Inzwischen hatte ich mich in der griechischen Mythologie eingeknistert, und Charon kennen- und liebgelernt, den greisen Fährmann,

der gegen ein Trinkgeld die Verstorbenen in seinem Boot auf die andere Seite des Flusses bringt.

Und für mich war klar, dass meinen Vater auf der anderen Seite seine Ulla erwartete, meine Mutter, deren psychische Krankheit er über Jahrzehnte beispielhaft ertrug und mittrug.

Und zwar nicht als die problembeladene, kranke Frau, sondern als das schöne, gesunde Mädchen, dass er einst liebte.

Irgendwie, so wurde mir klar, ist dort drüben alles wieder gut. Alles wieder geheilt. Alles ganz und vollkommen.

Vielleicht eine kindliche Wunschvorstellung, ein simpler Glaube, aber so sahen meine inneren Bilder aus. Und das ist heute immer noch so.

Klar, ich weiß, dass es viele Menschen gibt, für die nach dem Tod nichts mehr kommt. Ende. Aus. Und das sind keine blöden Ignoranten, sondern das ist eine ernstzunehmende Haltung, das ist eine Einstellung, die ich achte. Freilich frage ich mich, ob das Bestand haben kann, wenn es einen selbst existenziell betrifft.

Das hat sich dann noch mal potenziert, dieses Suchen nach dem "Danach", als ich eine Predigt der Frau W. hörte, einer excellenten Theologin, deren Leben leider von einer psychischen Besonderheit geprägt ist, was sie mir persönlich noch authentischer macht.

Sie sagte sinngemäß, dass sich heute abendländische und muslimische Theologen weitgehend einig sind: Der Tod ist das Ende. Das Leben, oder was wir darunter verstehen, ist dann vorbei. Das ist eine Absage an all die verklärten Bilder, in der ein Mensch puttengleich und umkränzt von gleißendem Licht in das sogenannte "Himmelreich" aufsteigt.

Oder zumindest dessen "Seele", die ja erhoben über den schlechten Körper ist, dass die erhoben wird in den sogenannten Himmel...

Sie sagte aber auch, dass etwas bleibt.

Etwas, was einmalig war, und was einmalig bleibt. Das wirklich wichtige eines Menschen, was ist das? Sein oder ihr Handeln, seine Taten, seine Hilfe, die er anderen zuteil werden ließ? Sein Ansehen, sein Erbe, geistig oder materiell?

Hier hab ich mich daran erinnert, dass Juden, die ja in jahrtausende alten Mythen und in einer ganz anderen Gewissheit leben als wir, dass die, wenn sie in den Gaskammern der KZ's gewahr wurden, dass sie nun sterben werden --

-- dass sie ihre Namen gerufen haben.

Und das, so denke und fühle ich heute, das ist es wohl was bleibt. Was nicht vergraben wird und verwest. Der Name.

(Moderne Redeweise wird "Name" durch "Identität" ersetzen. Das trifft es für uns sprachlich besser.)

Und wie es dann "dort drüben" ist, diese Frage hat sich damit erübrigt. Wir wissen es ohnehin nicht.

Aber wir können ahnen, was bleibt. Für immer.

So, das wollte ich mal mit Dir teilen, das ist alles, was ich hab.

Mehr kann ich nicht geben, nimm Dir einfach was, wenn Du es brauchst, wenn nicht, ist es auch in Ordnung.

Ich wünsch Dir jedenfalls eine gute Trauer (so was solls geben), um einen guten Abschluss Deines Lebens als Sohn Deiner Mutter zu bekommen.

Und: Dein Vater braucht Euch jetzt sehr, auch wenn das manchmal anders aussieht.

Bis denne

Das schrieb Schönfelder vor zwei Jahren zum Thema Sterben und Jenseits.

Was Paulus vor zweitausend Jahren dazu schrieb, das ist heute unser Predigttext:

Er schrieb mit den Worten von damals in die Gedankenwelt von damals. Aber er schrieb eigentlich im selben Sinn.

Und als Überschrift über dem Kapitel steht nicht: „Was der Apostel wissenschaftlich bewiesen hat“, sondern da steht: „Die Hoffnung des Apostels“.

Paulus vergleicht den Leib mit einem Zelt, einer Wohnung, einer Hütte, einem Kleid. Er erwartet eine Verwandlung des irdischen Leibes in den Auferstehungsleib, den Gott im Himmel bereithält. Das „Nacktsein“ ist ein Zustand, bei dem der Mensch nach seinem Tod als Seele ohne Leib existiert.

Das klingt schon ein wenig nach Esoterik, nach Transzendenz, oder? Ist es ja vielleicht auch: transzendent, also übersinnlich, über den Sinnen, über der Vernunft.

Und: ich bin dankbar über jeden, der mich nach dem Gottesdienst anspricht, lassen Sie uns darüber diskutieren! Aber um eines bitte ich: Verschonen Sie sich und mich bitte mit der Haltung „Ich weiß, wie das ist“.

Wir Christen haben im Diesseits eine große Hoffnung, eine Chance, die Menschen, die nicht glauben, vielleicht nicht haben. Daraus und dafür leben wir hier.

Drüben aber – soviel ist sicher – ist nichts mehr sicher. Außer der Hoffnung. Und die möge uns tragen.

Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist, als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne

in Christus Jesus

Amen.